

Haus und Welt.

Roman von Gustav Höder.

(9. Fortsetzung.)

Noch liegt uns ein Brief von Martha vor; sein Inhalt aber würde eben so dunkel und räthselhaft sein, als er Valentine erschien, die den vollständigen Zusammenhang erst später erfährt, und so nehmen wir den Faden der Erzählung wieder auf, um die kleinen Begebenheiten derselben dem Leser in der naturgemäßen Reihenfolge vorzuführen.

Schon als Guido Halphen durch sein erstes Examen gefallen war, hatte er einen sehr ersten Brief von seinem ziemlich strengen Oheim erhalten. „Ich habe selbst Kinder,“ schrieb er dem Nefen, „für die ich sorgen muß, und auch noch andere Verwandte, welche meine Unterstützung in Anspruch nehmen. Du hast drei Jahre Zeit gehabt, um etwas zu lernen, das ist genug. Ich habe die drei Jahre empfunden, denn Deine Ausbreitungen haben meinen Geldbeutel und meine Güte auf eine harte Probe gestellt. Troy alle dem will ich Deinen Versprechungen und Beteuerungen noch einmal Glauben schenken, wenn Du aber auch in dem nächsten Examen nicht bestehst, so ziehe ich meine Hand von Dir ab, denn ich fühle keinen Beruf, Leichtsinns und Undankbarkeit zu unterstützen. Du weißt, ich bin ein Mann von Wort, sei Du's auch.“

Als der verhängnißvolle Fall eintrat und Guido auch im zweiten Examen durchfiel, erhielt er auf seinen zerknirschten Brief, in welchem er dies dem Oheim unter abermaliger Angelobung sich zu bessern, meldete, keine Antwort durch die Post. Aber unerwartet kam der Oheim selbst, um persönlich an Ort und Stelle über den Nefen Erkundigungen einzuziehen. Das Resultat derselben übertraf noch des Oheims Befürchtungen. An eine Möglichkeit, daß Guido beim dritten Male endlich die Staatsprüfung bestehen werde, glaubte von allen den Professoren, mit denen der Oheim Rücksprache nahm, nicht ein einziger. Mit der Zukunft war also die Rechnung abgeschlossen, nicht so mit der Vergangenheit, denn es stellte sich heraus, daß Guido eine Menge Schulden gemacht hatte. Damit war die Geduld des Oheims erschöpft. Das Letzte, was er für den leichtsinnigen Nefen noch that, war, daß er die Schulden bezahlte. Alle Bitten und Eidschwüre Guidos prallten an der eisernen Entschlossenheit seines Verwandten ab; er überließ fortan den Nefen erbarmungslos seinem Schicksale.

Nachfolgte Guido zu Martha. Er hatte ihr von der ersten Drohung des Oheims nichts gesagt, auch wußte sie weder um seine Schulden, noch erfuhr sie etwas von den absprechenden Urtheilen der Professoren. Sie konnte daher nicht die ganze tiefe Klust bemessen, die sich zwischen Oheim und Nefen aufgethan hatte, und glaubte leicht der Versicherung Guidos, daß der Oheim sich nur von der ersten zornigen Aufwallung habe hinreißen lassen und früher oder später einer Veröhnung gewiß nicht unzugänglich sein werde. Nur seine augenblickliche Lage schilderte ihr Guido als eine sehr zweifelhafte.

Er war ohne Existenzmittel, mußte seine Studien abbrechen und sah seine ganze hoffnungsvolle Karriere vernichtet. Wenn ihm nur noch ein einziges Mal der Versuch vergönnt wäre, das Bekümmerte nachzubolen, so mußte er — das schwor er hoch und heilig — seine nächste Staatsprüfung bestehen und war dann auch der Ausöhnung mit seinem Oheim sicher. Aber woher die Mittel nehmen, um ein Semester lang die Kollegienelder und den nöthigsten Lebensunterhalt zu bestreiten, zu so großen Entbehrungen Guido sich auch bereit erklärte? Es war ganz entsehrlich!

Martha wußte ebenfalls keinen Rath und war in Verzweiflung. Sie dachte dabei nicht an die eigene Hoffnung, die sie zerstört sah, sondern nur an die Zukunft Guidos, der so grausam um seine schönsten Aussichten betrogen werden sollte. Wie konnte sie da helfen? Was konnte sie für ihn thun?

Sie zermartete sich das Gehirn, bis plötzlich ihr Blick an dem kleinen Eschtrank haften blieb. Hinter der Glas Thür desselben funkelte der goldene Jubiläumbecher des Vaters. Die Summe, die man ihr vielleicht darauf leihen werde, reichte zwar bei Weitem nicht aus, um Guido durch ein ganzes Semester zu bringen, aber da war ja noch des Vaters kunstvolles Schreibpult, Valentins Flügel, da war ja noch der Käfig mit dem Kakadu und noch mancher andere entbehrliche Gegenstand, und alle diese Sachen zusammengenommen repräsentirten gewiß ein Unterpfand, hinreichend, um darauf ein Darlehen aufzunehmen, mit welchem Guido geholfen war. Daß er alle seine Energie und Kraft zusammenraffen werde, um diesmal siegreich aus dem Examen hervorzugehen, bezweifelte Martha keinen Augenblick, und dann war ja Alles gut und die Veröhnung mit dem Oheim eine besiegelte Sache.

Guido war nahezu gerührt, als Martha ihm ihren Plan mittheilte und ergriff denselben mit beiden Händen, der Grund in der Freude seines Herzens hundert süße Namen gebend und in Dankworten überströmend. Martha lehnte jeden Dank ab. Von einem Opfer ihrerseits konnte keine Rede sein, sagte sie, wo es sich um Guidos Zukunft handle; wenn aber von Jemand ein Opfer verlangt werde, so sei es Valentine; der Flügel, der am meisten ins Gewicht falle, sei der Schwester alleiniges Eigenthum und auf die übrigen Gegenstände habe diese mit Martha gleiches Eigenthumsrecht. Vor allen Dingen mußte also Valentine erst um ihre Zustimmung gebeten werden und Martha wollte ihr heute noch schreiben.

Guidos Antlitz, auf welchem eben noch die Freude gestrahlt hatte, zeigte bei dieser Eröffnung plötzlich eine bedenkliche Miene. Martha hatte ihm nicht verschwiegen, wie ungünstig sich die Schwester in jenem Briefe über ihn geäußert hatte, nicht um Guido einen Vorwurf daraus zu machen,

sondern nur um ihm Gelegenheit zu geben, sich dagegen zu vertheidigen. An letzterem hatte er es denn auch nicht fehlen lassen, aber so leicht es ihm geworden, seine Braut zu überzeugen, so durfte er sich doch nicht auf gleich leichtes Spiel bei Valentine gefaßt machen. Diese war älter, kritischer und misstrauischer als Martha, und sah ihn zudem mit ganz anderen Augen an. Er versprach sich daher von einem Briefe Marthas keinen Erfolg; im Gegentheil konnte der Bruch mit dem Oheim, von dem Valentine zum Geständniß der Lage doch unumgänglich in Kenntniß gesetzt werden mußte, deren Bedenken nur vermehren und somit Alles verderben. Guido schüttelte daher den Kopf. Er wußte ein besseres Auskunftsmittel. Er wollte seinen eigenen Sachwalter machen und in Person zu Valentine reisen. Das sei zugleich auch die beste Gelegenheit, sich ihr gegenüber zu rechtfertigen und sie wieder zu versöhnen. Auch sehnte er sich wirklich danach, fügte er hinzu, sie nach jahrelanger Trennung einmal wiederzusehen.

Dieser Entschluß fand Marthas vollen Beifall und da Guido ihn ohne Verzug auszuführen wünschte, so nahmen beide Abschied und Martha entließ ihn mit tausend Grüßen an die Schwester, zu welcher der Bräutigam gar zu gern begleitet hätte, wenn ihre Dienstpflichten nicht gewesen wären. Martha verbrachte mehrere Tage in gespannter Erwartung; am Abend des dritten endlich tönte der ihr wohlbekannte leichtfüßige Tritt Guidos auf der Treppe, und der Geliebte trat ein.

„Nun, wie ist's gegangen?“ rief Martha ihm entgegen und las auch schon die Antwort in seinen heitern Mienen.

„Alles gut und nach Wunsch,“ entgegnete Guido. „Valentine ist ein vortreffliches Mädchen. Sie hat wieder Vertrauen zu mir gefaßt und giebt zu Allem ihre volle Zustimmung. Aber Du darfst nicht erschrecken, liebes Kind,“ fügte er mit plötzlichem Ernst hinzu, „es hat nichts zu bedeuten und ist durchaus nicht gefährlich.“

„Um Gotteswillen!“ rief Martha, durch diese Einleitung erst recht in Schrecken gesetzt, „was willst Du damit sagen? Valentine ist doch nicht krank?“

„Krank ist eigentlich nicht,“ versetzte Guido jöhernd. „Spanne mich nicht auf die Folter,“ flehte Martha, „diese Ungewißheit ist entsehrlich!“

„Wie Du nur so außer Dir gerathen kannst, Martha! Ich habe ja vorausgeschickt, daß es keine Gefahr hat. Valentine ist auf der Straße ausgeglitten und hat sich den rechten Arm verstaucht.“

„Guido, sprichst Du die volle Wahrheit?“ rief Martha dringend, daß er, plötzlich erblickend, einen Schritt zurücktrat. „Beruhe mich nicht, ich bitte Dich, ist es wirklich nur eine Verstauchung? Kein Bruch?“

„Auf mein heiliges Ehrenwort,“ betheuerte Guido, „es ist kein Bruch, und das Hauptunglück dabei besteht eigentlich nur darin, daß sie Dir nicht schreiben kann.“

Martha war einigermaßen beruhigt. Nach dem ausgestandenen Schrecken erschien ihr der Umstand, daß sie auf eine briefliche Mittheilung Valentins verzichten mußte, sehr geringfügig; doch konnte sie dem Bräutigam den Vorwurf nicht eriparen, daß er sie in etwas schonenderer Weise auf den Unfall der Schwester hätte vorbereiten können.

Martha war schon während Guidos Abwesenheit mit sich zu Rathe gegangen, wie es anzustellen sei, um auf die zu verpändenden Gegenstände Geld zu erhalten. An Personen, welche derlei Geschäfte berufsmäßig betrieben, wollte sie sich nicht wenden. Da war ihr plötzlich der Gedanke an Frau Ruppinger gekommen. Diese befand sich ebenfals in der Lage, die benötigte Summe vorzustrecken, und je weniger Martha dabei auf deren Anhänglichkeit rechnete, desto mehr zählte sie darauf, daß ihr einigermaßen das Gewissen schlaue werde, wenn die Tochter ihres früheren Gebieters sich hilfesuchend an sie wendete, denn über die Quelle, aus der der Wohlstand der ehemaligen Haushälterin geflossen, war Martha nicht mehr im Zweifel.

Sie begab sich daher zu Frau Ruppinger und diese hörte, in dem erstiegerten Lehnstuhl des Hofraths sitzend, ihrem Anliegen zu. Martha sollte bald finden, daß sie sich von Frau Ruppingers Gewissen eine durchaus irriqe Vorstellung gemacht hatte. Anfangs geberdete sich dieselbe, als verlange Martha das Unmögliche von ihr, sie sei eine arme Frau, versicherte sie, — das Wenige, was sie ihr eigen nenne, habe sie sich nur bei der äußersten Sparsamkeit zurückerlegen können. Das Haus habe sie sich kaufen müssen, weil zum Betriebe ihres Geschäftes ein eigenes Grundstück erforderlich sei, und Martha sollte ja nicht glauben, daß dasselbe schon bezahlt sei. — ach du lieber Himmel, nein! nicht einmal die Pfiel auf dem Dach gehörten der armen Frau Ruppinger. Sie müsse sich tüchtig rühren, um durchzukommen, und dabei sei sie doch schon über die Jahre hinaus, wo dem Menschen das Schaffen und Arbeiten noch so leicht ankommt, denn sie habe ihre besten Kräfte im Dienste des Hofraths zugelegt. Fünfhundert Gulden verlange Martha von ihr? Sie habe ja einen sehr vermögenden Bruder. Warum wende sie sich denn nicht an diesen? — Ah so! er könne nicht so, wie er wolle. Ja, ja, das habe sie damals wohl gemerkt, daß er unterm Pantoffel seiner Frau stehe. Man solle überhaupt nur bei Verwandten Hilfe suchen müssen, da sei man übel daran. Eher hätten noch Fremde ein Herz. Nun, aus alter Anhänglichkeit wolle sie ihr Möglichstes thun, Martha die fünfhundert Gulden zu verschaffen. Aber sie selbst sei zu arm, um über eine so große Summe zu verfügen und müsse sie ebenfalls erst bei anderen Leuten aufstreiben. Aus diesem Grunde sei sie auch in die Nothwendigkeit versetzt, sich vorher der Gegenstände, welche Martha ihr als Unterpfand anbiete, zu versichern, auch schon

um Lebens und Sterbens willen, denn man könne nie wissen, was der nächste Tag bringe. . . .

Nach einigen Tagen erhielt Martha das Geld und übergab es dem glücklichen Bräutigam, der seine Worte finden konnte für die Dankbarkeit, die sein Herz bewegte, und die Zukunft, welche er dem hochherzigen Mädchen einst bereiten wollte, in den rosigsten Farben schilderte. (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— 118,000 weibliche Stenographen giebt es nach einer jüngst veröffentlichten Statistik in den Ver. Staaten. Die Damen verdienen jährlich 80 Millionen Dollar und haben — wie in der Statistik hinzugefügt wird — für ihren Beruf, außer der Handhabung der Schreibmaschine, einen erheblichen Theil allgemeinen Wissens angeeignet.

— Eine Stimme aus dem Grabe sind Briefe des „Besiegten von Königgrätz“, des am 27. April 1881 verstorbenen Feldzeugmeisters Ludwig von Benedel, die dieser unglückliche Kriegsmann aus dem Feldlager an seine Gattin geschrieben hat und die in der „Wiener Neuen Fr. Presse“ jetzt veröffentlicht werden. Aus einem Briefe, den Benedel 10 Tage nach der Schlacht bei Königgrätz am 13. Juli geschrieben, erfährt man, daß Benedel dringend von dem Kriege mit Preußen abgerathen und sich gegen Uebernahme des Oberbefehls heftig gesträubt habe. Er schreibt: „Habe gestern Abend noch einmal alle Deine Briefe recht mit dem Herzen gelesen. Danke Dir für jedes gute Wort, für jedes erhabene Gefühl, für jede weiche Theilnahme. Hast Dich in den trübsten Stunden, in der Zeit, wo großes Unglück über mich hereingebrochen, glänzend bewährt. Du siehst, ich lasse Dir volle Gerechtigkeit widerfahren, und daß ich dies in so hohem Maße kann, ist mir ein wohlthuerender Trost. Nur möcht' ich Dich bitten, lege an Andere keinen zu strengen Maßstab an, können nicht Alle auf der Höhe Deiner Gesinnung stehen, kannst auch nicht verlangen, daß die Welt mich und meine Lage, vom Moment der Uebernahme des Kommandos der Nordarmee, auch nur annähernd richtig beurtheile. Als man mir dies Kommando gegen alle meine motivirten Vorstellungen aufgedrungen hat, hab' ich's in einer Konferenz laut und ungeschminkt ausgesprochen, daß wir va banque spielen, daß ich dem Kaiser meine bürgerliche und militärische Ehre völlig zum Opfer bringe, und nur wünsche, daß er es nicht bereuen möge, mir dies Kommando übertragen zu haben. Habe wörtlich gesagt, daß ich für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel bin, während ich in Italien vielleicht den Krug sein könnte. Nach allem bisher Geschehenen bleibt mir — im Einklang mit meiner Gesinnung, Herz und Charakter und bedingter Ergebenheit für meinen armen schwergeprüften Kaiser — nichts anderes übrig, als mit Bescheidenheit und Seelenruhe das Verdammungs-Urtheil der schriftstellerischen und lebenden Welt schweigend hinzunehmen. Will Niemanden anklagen, will mich gar nicht vertheidigen, will nichts schreiben, will nichts reden zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung, nur meinen Kaiser werde ich, wenn ich noch dazu komme, und er es wünscht, Alles, Alles sagen, was ich weiß und glaube. Bin mit mir, mit meinem Gewissen und mit meinem Herrgott im Reinen, bin ein recht Gott ergebener Soldat.“ — Man ist es dem unglücklichen, geschlagenen Benedel fast wie eine Ehrenrettung schuldig, daß man diesem Briefe eine weitere Verbreitung giebt.

— Trunkenbolde werden in schwedischen Klylen fast ausnahmslos mit in Wein getunktem Brot gefüttert. Nach weniger als 14 Tagen haben sie einen wahren Ekel vor jeglichem Alkoholgeschmack, ja selbst vor dem Geruch, und wenn sie entlassen werden, bleibt dieses Gefühl des Abscheus ein dauerndes.

Standesamtliche Nachrichten von Schönheide

vom 14. bis 20. März 1897.
Geboren: 69) Dem Büchsenfabrikarbeiter Friedrich Eduard Gnüchtel hier 1 S. 70) Dem Binselmacher Friedrich Emil Schellinger hier 1 S. 71) Dem Kaufmann Eugen Ushag hier 1 S. 72) Dem Hülfswirtschaftler Friedrich Ferdinand Röder in Schönheidebierhammer, Christlil Mühlshaus, 1 S. 73) Dem Schumann Friedrich Hermann Meyer hier 1 S. 74) Dem ans. Büchsenfabrikarbeiter Ludwig Alban Leißner hier 1 S.
Aufgehoben: 9) Der Zimmermann Friedrich Emil Lent hier mit der Wirtschaftsgesellin Emma Leißner hier.
Eheschließungen: Vacat.
Gestorben: 39) Der Steinbrucher und Invalidenrentempfänger Matthias Gencic hier, 51 J. 40) Die Binselmacher-Gesfrau Anna Auguste Schädlich geborene Herold hier, 26 J. 41) Der Gastwirth Carl Louis Freyische hier, 56 J. 42) Des Bauers Ernst Ray Schellenberger hier Tochter, Anna Frieda, 9 R. 43) Der Handelsmann Johann Gottlob Schädlich hier, 74 J. 44) Des Schumanns Friedrich Hermann Meyer hier Sohn, Hermann Kurt, 1 Z.

Chemnitzer Marktpreise

vom 20. März 1897.

Weizen, fremde Sorten	8 M. 90 Pf.	bis	9 M. 25 Pf.	pro	50 Kilo
sächs., gelb.	7	75	7	95	
„ „ „ „	6	90	7	—	
„ „ „ „	6	—	6	80	
„ „ „ „	5	60	5	75	
„ „ „ „	6	50	6	65	
„ „ „ „	7	65	9	—	
„ „ „ „	6	50	7	—	
„ „ „ „	5	40	5	70	
„ „ „ „	—	—	—	—	
„ „ „ „	5	65	6	—	
„ „ „ „	7	10	7	45	
„ „ „ „	6	65	7	05	
„ „ „ „	8	—	8	75	
„ „ „ „	6	50	6	75	
„ „ „ „	3	—	4	—	
„ „ „ „	2	80	3	20	
„ „ „ „	2	80	3	—	
„ „ „ „	2	20	2	80	

Gesangbücher

von den einfachsten bis zu den feinsten Einbänden empfiehlt in reicher Auswahl **Theodor Schubart.**

Seit 10 Jahren bestes bewährtes Linderungs- u. Genussmittel gegen Husten, Heiserkeit und Verstopfung sind die Hald'schen **Zwiebelbonbons.**

Nur echt mit der Schutzmarke Loowe und nur in Packeten à 10, 20, 30 und 50 Pfg. allein zu haben bei **H. Lohmann.**

Vaterländische Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Elberfeld.

Gesamt-Versicherungssumme: Ende Februar 1897: Mark 75,835,787.

Garantie-Mittel: Ende Februar 1897: Mark 28 Millionen.

Die Gesellschaft betreibt **Lebens-, Aussteuer-, Wittaidienst-, Renten-, Unfall- und Haftpflichtversicherung.** Nach 5 Jahren Unversehrtheit und Unanfechtbarkeit. Fortfall der Prämienzahlung und Rentengewähr im Invaliditätsfalle. Kriegsgefahr für gesetzlich Behepflichtige ohne Zuschlagsprämie.

Auskunft erteilen die Direction in **Elberfeld** und in **Ebenroth** die Herren Vertreter **Kaufmann Ludwig Gläus, Karl Georgi, Mechaniker Gustav Berthel, Inspector Max Unger.**

Confirmanden-Güte

in verschiedenen Farben, zu ausnahmsweise billigen Preisen empfiehlt **C. W. Schubert.**

Ein Sohn achtbarer Eltern, welcher Lust hat **Bäcker**

zu werden, kann sofort oder zu Ostern unter sehr günstigen Bedingungen in die Lehre treten bei **Ernst Rehm, Carlsfeld, Bäckermeister.**